



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Heinemann, O. von: Wolfenbüttel und Lessings Emilia Galotti

urn:nbn:de:gbv:46:1-908


kenntnisvermögens hervorgehn, die Weisheit und ihre Verwandtinnen, vermitteln das höchste Glück, dessen der Mensch fähig ist, das Schauen der Wahrheit. Doch lehrt er die Güter niedrer Ordnung nicht verachten, sondern als Mittel zur Eringung der höchsten Güter innerhalb der Grenzen der Gerechtigkeit und Mäßigung erstreben und verständig gebrauchen. Hatte Plato die ungeordnete Selbstliebe als die Wurzel alles Bösen erkannt, so lehrte Aristoteles genauer, daß die geordnete Selbstliebe mit der pflichtmäßigen Sorge für die andern identisch sei und die Aufopferung für Freunde und Vaterland nicht aussondern einschließe. Von der Ehe hat er den würdigsten Begriff. Der Naturtrieb zwar führe die Gatten zusammen, aber ihre Verbindung solle den sittlichen Charakter der Freundschaft, des Wohlwollens und der gegenseitigen Dienstleistung annehmen. Indem Mann und Weib in einigem gleich, in anderm verschieden sind, sind sie ergänzungsbedürftig, zugleich aber befähigt, die Ergänzung durch freie Vereinigung zu vollziehen. Wo die Weiber Sklavinnen sind, da, meint Aristoteles, sind auch die Männer Sklaven, denn der Freie kann nur mit einem Freien Verbindungen eingehn.

Es braucht nicht ausführlich nachgewiesen zu werden, daß der Gedankenkreis der drei großen Hellenen den ganzen Stoff für die christliche Theologie und die idealistische Philosophie der christlichen Zeit enthält. Auch die Grundzüge einer Abfall- und Erlösungslehre fehlen nicht, wenn sie auch mehr auf die gnostische als auf die paulinische Ausgestaltung hinweisen. Daß namentlich die Philosophie Platons voller Unklarheiten, Widersprüche und ungelöster Probleme ist, werden wir ihr nicht als Sünde anrechnen; der Mann hat wahrlich genug geleistet, der alle die Probleme aufgestellt und alle die Widersprüche aufgedeckt hat, an deren Lösung sich die Philosophen bis heute vergebens arbeiten. Was Aristoteles als Begründer der Einzelwissenschaften geleistet hat, gehört nicht zu unserm Thema; deshalb hatten wir auch die in gleicher Richtung thätigen unter den griechischen Philosophen und Gelehrten, wie die Pythagoräer, Demokrit und die großen Mathematiker, Astronomen und Geographen überhaupt nicht zu erwähnen.



Wolfenbüttel und Lessings Emilia Galotti

Von O. von Heinemann

or kurzem hat die Frankfurter Zeitung in ihrem Feuilleton (Nr. 312 und 314) einen Aufsatz von Robert Kohlrausch (München) unter dem Titel: „In Emilia Galottis Heimat. Bilder aus Wolfenbüttel und Guastalla“ veröffentlicht. Dieser Aufsatz zieht eine Parallele zwischen den beiden genannten Städten, die landschaftlich wie geschichtlich wenig oder gar nichts miteinander gemein haben. Daß beide zu den kleinern Städten gehören, daß sie „einsam und still“ sind, berechtigt doch schwerlich zu einer solchen Vergleichung, und

daß sie beide „leer gewordne Herrscherliche ausgestorbner Geschlechter“ umschließen sollen, ist eine ungenaue historische Phrase, da das Braunschweigische Fürstenhaus keineswegs ausgestorben ist, sondern in seinem jüngern Zweige fröhlich fortblüht. Das Hauptmotiv für seinen Vergleich entnimmt jedoch der Verfasser dem Umstande, daß nach seiner Meinung jede von ihnen in einer gewissen Beziehung zu Lessings berühmtem Trauerspiele „Emilia Galotti“ stehe, indem Guastalla dazu dem Dichter das lokale Kolorit, Wolfenbüttel dagegen, wenigstens teilweise, die Typen für die Hauptcharaktere geliefert habe.

Diese meiner Ansicht nach ganz irrigen Behauptungen veranlassen mich zu den folgenden Bemerkungen und Berichtigungen, zu denen ich mich ebenso sehr als epigoner Amtsnachfolger Lessings in der Verwaltung der Wolfenbüttler Bibliothek wie auf Grund meiner genauen Kenntnis der hier in Betracht kommenden Ortsverhältnisse für berechtigt, um nicht zu sagen für verpflichtet erachte.

Was der Verfasser über Guastalla vorbringt, lasse ich hier beiseite: ich bin nie in dieser Stadt gewesen, habe auch keine Veranlassung gehabt, mich mit historischen Studien über sie und ihre frühern Besitzer zu beschäftigen; nach dem zu schließen, was der Verfasser über Wolfenbüttel sagt, verdient es wohl ebensowenig Beachtung. Desto bestimmter muß ich dem Verfasser in den meisten seiner Ausführungen, die sich auf Wolfenbüttel beziehen, widersprechen.

Ich bestreite zunächst seine Ansicht, wonach Lessing die Emilia Galotti in Wolfenbüttel geschrieben haben soll, und muß demgemäß auch die Bezeichnung dieser Stadt als „Heimat“ oder „Geburtsstätte“ des genannten Trauerspiels für hinfällig erklären. Ich weiß sehr wohl, daß dies einer weit verbreiteten Ansicht widerspricht, die behauptet, Lessing habe sich gleich nach seiner Ankunft in Wolfenbüttel daran gemacht, eine ganz neue Bearbeitung seines Stückes vorzunehmen, und so erst das zu schaffen, was wir jetzt als die reifste Frucht seiner dramatischen Begabung ansehen. Aber dieser Ansicht stehn doch gewichtige Bedenken gegenüber. Über Zeit und Ort der Entstehung des Stückes hat sich Lessing selbst wiederholt geäußert, immer freilich nur gelegentlich, und ohne daß wir durch diese Äußerungen eine sichere Grundlage für die Feststellung der beiden Punkte zu gewinnen vermöchten. Bekanntlich hat den Dichter gerade dieses Werk jahrelang beschäftigt, und es ist erst allmählich und unter öftern Unterbrechungen zu der Vollkommenheit ausgereift, in der es jetzt vorliegt. Schon im Jahre 1757 spricht Lessing von ihm wie von einer dem Abschluß ziemlich nahen Arbeit, indem er zugleich die Schwierigkeiten betont, die er bei dieser Arbeit zu überwinden habe. „Er, sagt er — und damit meint er sich selbst, den Verfasser —, er macht alle sieben Tage sieben Zeilen, er erweitert unaufhörlich seinen Plan und streicht unaufhörlich etwas von dem schon Ausgearbeiteten wieder aus.“ Dann blieb dieser erste, nur auf drei Akte berechnete Plan zehn Jahre lang liegen, und Lessing kam erst in der Zeit, wo er als Dramaturg am Nationaltheater in Hamburg thätig war, durch diese Stellung wieder energisch auf die Entwicklung unsrer Bühne hingewiesen, darauf zurück. Er erweiterte jetzt den ursprünglich dreiaktigen Entwurf zu einem regelrechten Trauerspiel von fünf Akten, nicht ohne dabei

auf das Talent und die Eigentümlichkeit der damaligen Hamburger Schauspieler Rücksicht zu nehmen. Aber zu einer Aufführung des Stücks in Hamburg kam es nicht mehr, da eine solche durch den Zusammenbruch des dortigen Nationaltheaters unmöglich wurde. So brachte er denn das Stück, im wesentlichen vollendet, mit nach Wolfenbüttel: es fehlte nur die letzte abschließende Revision, die er dann freilich in Wolfenbüttel vorgenommen hat.

Hiernach hat man wohl kaum das Recht zu der Behauptung, daß Lessing die Emilia Galotti in Wolfenbüttel geschrieben habe, und kaum das Recht, diese Stadt demgemäß als ihre „Heimat“ anzusprechen. Nun giebt es zwar eine Äußerung Lessings, die eine solche Behauptung zu bestätigen und also gegen unsre Ansicht zu sprechen scheint. In einem Briefe an seinen Bruder Karl vom 10. Februar 1772 sagt er, daß er „weder das alte Sujet noch die Hamburger Ausarbeitung später habe brauchen können,“ und danach könnte dennoch die Annahme als wohlbegründet erscheinen, daß er in Wolfenbüttel nicht etwa nur die letzte Hand an sein Trauerspiel gelegt, sondern etwas von Grund aus ganz Neues geschaffen habe. Aber in diesem Sinne sind die obigen Worte sicherlich nicht zu verstehn, wie denn auch Erich Schmidt dazu ganz richtig bemerkt, Lessing habe sie offenbar „mit leichter Übertreibung“ niedergeschrieben. Wenn man die Lage, in der Lessing während der ersten anderthalb Jahre in Wolfenbüttel war, ruhig erwägt, so wird man ohne Zweifel zu dem Ergebnis kommen, daß sie ganz entschieden gegen eine solche Annahme spricht. Man muß sich nur vergegenwärtigen, daß er mit seiner Übersiedlung nach Wolfenbüttel nicht allein den Wohnort wechselte, sondern in ganz neue, ihm bis jetzt völlig ungewohnte Verhältnisse, namentlich in amtlicher Beziehung, trat. Es galt für ihn zunächst, sich häuslich einzurichten, gesellige Beziehungen anzuknüpfen, nicht nur in Wolfenbüttel, sondern auch in Braunschweig, vor allem aber sich in sein neues Amt einzuleben. Wir dürfen zu seiner Ehre annehmen, daß er lebhaft das Bedürfnis empfand, die neue Stelle, die man ihm übertragen hatte, würdig auszufüllen, den von ihm gehegten Erwartungen zu entsprechen, sich mit der gewaltigen Büchermasse, die unter seine Aufsicht gestellt war, und mit ihrer geschichtlichen Entwicklung bekannt zu machen, und wir haben in den ersten bibliographischen Veröffentlichungen aus seiner Wolfenbüttler Zeit die überzeugendsten und beredtesten Zeugnisse dafür, daß er dies mit eifrigem Bemühen gethan hat. Das alles spricht dagegen, daß er sich alsbald nach seiner Ankunft in Wolfenbüttel zu der Arbeit entschlossen haben sollte, das alte liegen gelassene Projekt von der Modernisierung jener römischen Überlieferung wieder aufzunehmen und in eine ganz neue Form zu gießen, diese Arbeit auch neben seinen Berufsgeschäften in einer vergleichsweise so kurzen Zeit zu Ende geführt habe, zumal wenn man sich der Schilderung erinnert, die er selbst in den oben angeführten Worten von der Art der Arbeit an diesem Werke gegeben hat. Nein, Lessing brachte nicht allein Plan, Anlage, Aufbau und die Charaktere der Hauptpersonen seines Stücks in seinem Geiste fertig mit nach Wolfenbüttel, sondern dieses Stück selbst, an das er nur noch die letzte bessernde Hand zu legen hatte. Es ist also völlig verkehrt, Wolfenbüttel als die „Heimat“ oder die „Geburtsstätte“ der Emilia Galotti zu bezeichnen.

Ich bin mir sehr wohl bewußt, in den vorstehenden Ausführungen nur einen Wahrscheinlichkeitsbeweis für meine Ansicht geführt zu haben, aber immerhin einen solchen, dessen Gründe die, die für das Gegenteil angeführt werden, zum mindesten aufwiegen. Andern Ausführungen des hier in Rede stehenden Artikels gegenüber stehe ich auf festem Boden. Dahin gehören die ganz irrigen Angaben über das Haus, wo sich die behauptete gänzliche Neubearbeitung der Emilia Galotti vollzogen haben soll. Für diese eigentliche Geburtsstätte des Stücks hält der Verfasser unsers Aufsatzes das sogenannte „Lessinghaus,“ das neben der alten, jetzt verschwundenen Bibliothek lag, und das er sonderbarerweise immer als „Gartenhaus“ bezeichnet, eine Benennung, die nichts weniger als zutreffend ist und in dem Leser ganz falsche Vorstellungen erwecken muß. Denn dieses Haus ist zwar einstöckig, aber keineswegs ein Gartenhaus mit nur spärlichen und beschränkten Räumen, wie etwa das bekannte Gartenhaus Goethes in Weimar. Es ist vielmehr ein sehr ausgiebiges, einen geräumigen Hof einschließendes Gebäude mit einer ganzen Anzahl stattlicher, zum Teil großer Räume, eine Wohnung, die für einen unverheirateten Mann, wie es Lessing in dem Hause — mit Ausnahme weniger Wochen — gewesen ist, nur das eine unbequeme hatte, daß sie nämlich zu weitläufig war. In diesem Hause soll nun Emilia Galotti nach des Verfassers Annahme das Licht der Welt erblickt haben, er schreibt dem Hause mit seiner Umgebung, namentlich mit dem daranstoßenden „weltentrückten“ Garten, sogar eine gewisse Einwirkung auf die Gestaltung der Lessingschen Tragödie zu. Das sind aber nur haltlose, phantastische Reibelbilder, und es ist völlig unbegreiflich, wie der Verfasser, der doch — nach seiner Darstellung zu schließen — selbst in Wolfenbüttel gewesen ist und dem „Lessinghause“ einen Besuch abgestattet hat, in diesen Irrtum hat verfallen können, da die Erinnerungstafel an dem Hause, die er sich doch angesehen und auch wohl gelesen haben wird, sagt, daß Lessing darin während der Jahre 1777 bis 1781 gewohnt habe. Es liegt aber auf der Hand, daß, wenn die „Emilia Galotti,“ wie der Verfasser kurz vorher gleichfalls selbst bemerkt, schon am 13. März 1772 in Braunschweig aufgeführt worden ist, sie unmöglich in diesem „Lessinghause“ entstanden sein kann.

Über die verschiedenen Wohnungen, die Lessing während seiner Wolfenbüttler Zeit nacheinander gehabt hat — unser Verfasser kennt davon nur eine einzige, eben das „Lessinghaus“ —, habe ich früher an verschiedenen Stellen berichtet: einmal am ausführlichsten in der kleinen Schrift „Das Herzogliche Schloß zu Wolfenbüttel,“ sodann kürzer im zweiten Jahrgange der Zeitschrift „Euphorion“ und endlich, hier die Sache nur flüchtig streifend, in meiner Geschichte der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Ich habe hier zuerst der von den früheren Biographen und Kommentatoren Lessings in Bezug auf diese Frage angerichteten Verwirrung ein Ende gemacht, und zwar auf Grund eines lange unbekannt gebliebenen Aktenmaterials, nämlich der „Acta Fürstl. Kammer, die an der Bibliothekarien-Wohnung in Wolfenbüttel vorgenommenen Reparaturen betreffend, 1771—1781,“ die früher in der Registratur der Herzoglichen Baudirektion aufbewahrt worden waren. Diese

Alten sind vor einigen Jahren an die hiesige Herzogliche Bibliothek abgegeben worden. Da von den oben genannten Schriften die erste als Programm der Schulanstalten, die jetzt im Schlosse sind, nicht in den Buchhandel gekommen, die zweitgenannte Zeitschrift aber wohl nur in gelehrten Kreisen verbreitet sein dürfte, so mag die Sache in dieser viel gelesenen Zeitschrift noch einmal kurz erörtert werden.

Lessing hat in Wolfenbüttel nacheinander drei verschiedene Wohnungen gehabt: zuerst in dem Schlosse, das infolge der Übersiedlung des Hofes nach Braunschweig im Jahre 1754 so gut wie verlassen stand. Nach einem Briefe Eberts waren es „die fürstlichen Gemächer, die der Herzog (Karl) selbst ehemals als Prinz bewohnt hatte.“ Den angeführten Bauakten nach muß diese Wohnung mindestens aus fünf heizbaren, allem Anschein nach im obersten Stock des Gebäudes liegenden Zimmern bestanden haben, die auf Befehl des Herzogs für Lessing eigens in stand gesetzt und mit angemessenem Hausrat versehen worden waren. Auf diese Wohnung in dem sonst unbewohnten Schlosse, wo sich der an heitern Lebensgenuß gewöhnte Dichter wie verzaubert und von aller Welt abgeschieden vorkommen mochte, bezieht es sich, wenn Lessing in seinen Briefen bisweilen von seinem „verwünschten Schloß“ oder von seiner „Burg in Wolfenbüttel“ spricht, nicht, wie früher allgemein angenommen wurde, auf das sogenannte „Lessinghaus.“ Über sechs Jahre lang, bis zu seiner Verheirathung im Jahre 1776, hat Lessing darin gehaust. Den Grund, weshalb er gerade zu dieser Zeit, wo er seiner lange umworbnen Eva die Hand zum Lebensbunde reichte, die Wohnung wechselte, vermag ich nicht anzugeben, doch hat offenbar dieser Wechsel mit seiner Heirat zusammen gehangen. Der Herzog entschädigte ihn dadurch, daß er ihm eine eigne Dienstwohnung bestimmte, die diese Eigenschaft dann auch nach seinem Tode für seine Amtsnachfolger bewahrt hat. Er dachte zu diesem Zweck an die Erwerbung eines durch den Tod seiner Besitzerin, einer Frau von Börner, gerade damals frei gewordenen, auf der Südostseite des Schlosses liegenden Hauses. Lessing giebt seiner damaligen Braut in einem Briefe vom 5. Juni 1776 von diesem Plane Nachricht. Doch zögerte sich dessen Ausführung durch verschiedene Umstände zu Lessings Verdruß längere Zeit hin, und schließlich überzeugten sich Lessing sowohl wie der Herzog von der Ungeeignetheit des in Aussicht genommenen Hauses. Lessing bezog deshalb nach seiner Verheirathung am 8. Oktober 1776 zunächst eine Mietwohnung, und zwar in dem obern Stocke des an der Ostseite des Schloßplatzes liegenden Meisnerschen Hauses, desselben Hauses, wo jetzt das Herzogliche Konsistorium ist. In dieser zweiten Wohnung hat Lessing etwas über ein Jahr, bis gegen Ende 1777, gewohnt. Es war das glücklichste Jahr seines Lebens, das ihm durch die Liebe zu der seit lange begehrten Frau und durch das Zusammenleben mit ihr verklärt wurde.

Inzwischen hatten die Bemühungen der Regierung, für ihn eine angemessene Dienstwohnung zu ermitteln, fortgedauert. Noch im Frühjahr 1777 hatte man ein andres, auf der Nordseite liegendes Haus für diesen Zweck ins Auge gefaßt. Es schien in Bezug auf seine Lage zu der Wohnung des Bibliothekars insofern vorzüglich geeignet, als es dicht bei der Bibliothek,

zwischen dieser und dem fürstlichen Brauhofe lag, und ausgiebige Gärten dazu gehörten. Dieses Haus, früher im fürstlichen Besitze, war nach Ausweis der Akten „dem eben damals verstorbenen Oberkammerdiener Schäffer und dessen Erben durch einen unterm 12. Dezember 1740 erteilten Höchsten Begnadigungsbrief auf sechzig Jahre dergestalt gnädigst eingethan worden, daß gedachten Erben nach Ablauf jenes Zeitraumes wegen der darin verwandten Bau- und Reparationskosten ein Kapital von 800 Thalern ausgezahlt, auch ihnen verstattet werden sollte, die darin befindlichen Tapeten hinwegzunehmen.“ Herzog Karl dekretierte nun unterm 16. April 1777 an die Fürstliche Kammer wie folgt: „Wie nun besagte Erben unterm 31. Januar a. e. unterthänigst darauf angetragen, ihnen, um sich auseinander setzen zu können, das Haus schon jetzt abnehmen und die 800 Thaler auszahlen zu lassen, auch der Hofgerichts-Secretaire Grashoff als Ehemann der ältesten Schäfferschen Tochter sich gegen den Closterrath Gebhardi erklärt, die Miterben zu disponiren, die Tapeten ohne besondere Vergütung darin zu lassen, und Wir dann dessen Wiedereinlösung für die 800 Thaler, auch daß solches Gebäude eine beständige Wohnung für den jedesmaligen Bibliothecarium seyn, mithin der zeitige Bibliothecarius Hofrath Lessing, statt daß Wir für ihn anfänglich das sogenannte Bärnersche Haus bestimmet, auf Johannis darin ziehen und freyes Logis darin haben soll, besagtes Bärnersche Haus Uns aber wegen seiner Baufähigkeit zur Last ist, so habet ihr letzteres meistbietend usque ad ratificationem verkaufen und von dem daraus gelöseten Gelde die 800 Thaler bezahlen zu lassen. Weil es jedoch bei den jetzigen Umständen der Stadt Wolfenbüttel leicht seyn könnte, daß kein pretium adequatum dafür geboten wird, so sollen für den Fall von den ad Nr. 32 des Bau-Etats ausgesetzten tausend Thalern 300 Thaler darzu genommen, die übrigen 500 Thaler aber so lange aus der Fürstlichen Kloster-Casse vorgezogen werden, bis das Bärnersche Haus annehmlich veräußert ist, als weshalb auch das Nötige an die F. Kloster-Raths-Stube verfügt worden. Da der Hofrath Lessing das Bärnersche Haus wegen seiner großen Baufähigkeit noch nicht beziehen können, und in das Meisnersche Haus einziehen müssen, mithin (mit) der ihm einzugebenden herrschaftlichen Wohnung bald möglichst geeilet werden muß, so können die 800 Thaler auch noch vor Johannis, wenn die Schäfferschen Erben dasselbe geräumt haben, vorgeschriebenermaßen ausgezahlt werden. Wir machen auch hierbey noch gnädigst bemerklich, daß verschiedene in dem Bärnerschen Haus befindliche Tapeten dem Hofrath Lessing, der sie aus der Bärnerschen auction erstanden, zugehören, mithin ihm entweder deren Hinwegnehmung, oder daß ihm von den Hauskaufs-Geldern soviel zurück gezahlt wird, als er dafür in der Auction gegeben, verstattet werden muß, und ist selbiger angewiesen, auch deshalb seine Erklärung abzugeben, worauf ihr ihn sodann befindenden Umständen nach zu bescheiden und darnach zu verfahren habet.“

Die geforderte Erklärung gab Lessing in dem folgenden, den Akten im Original beiliegenden Schreiben ab: An eine Hochfürstliche Cammer gehorsamst. P. P. Ich erkenne es mit unterthänigstem Danke, daß Serenissimus mir das von den Schäfferschen Erben bisher bewohnte herrschaftliche Haus für das

Künftige gnädigst anweisen zu lassen, geruhen wollen; und erkläre mich, wegen der in dem Börnerschen Hause mir bereits eigenthümlich zustehenden Tapeten dahin, daß ich das, was ich davon in der neuen Wohnung nicht selbst brauchen dürfte, auf die angezeigte Bedingung zu lassen bereit bin. — Wegen des Holzdeputats aber kann ich nicht umhin, Serenissimo unterthänigst vorzustellen, daß ich mich bey der neuen deßfalls gemachten Verfügung nicht zum besten befinden würde, wenn ich von hieraus das angewiesene Holz abhohlen lassen und mich dazu hiesiger Fuhrleute bedienen müßte; weshalb ich mich zu bitten unterstehe, gnädigst zu verordnen, daß mir wenigstens solches für die gewöhnliche Cammer=Lage, wie es anderen in solchen Fällen geschieht, jederzeit zugeführt werde. Wolfenbüttel, den 23. April 1777. . . . Gotthold Ephr. Lessing.

Am 1. Juli 1777 meldete der bisherige Inhaber der Wohnung, Hofgerichtssekretär Graßhoff, dem Klosterrate Gebhardi, daß er „mit dem Ausziehen aus dem bisher von ihm bewohnten Hause fertig geworden sei,“ und stellte dessen Schlüssel zur Verfügung. Zugleich machte er bemerklich, daß er „die taxirten Sachen in Hoffnung, die billige Vergütung dafür zu erhalten, vorerst im Hause gelassen, und glaube, daß solches bey des Herrn Kloster-Raths Anherkunft mündlich am besten regulirt werden könnte,“ worauf ihm freilich erwidert wurde, „daß Fürstliche Cammer sich damit nicht befassen würde, sondern daß ihm das jus tollendi frey stehe, im Fall er sich deshalb mit dem Herrn Hofrath Lessing nicht vergleichen könne.“

Den ganzen Sommer und Herbst über ist dann noch an dem Hause, das einer gründlichen Ausbesserung und teilweise der Erneuerung dringend bedurfte, gebaut worden: nach Ausweis der den Akten beiliegenden Rechnungen betrug die Gesamtsumme dieser Reparaturkosten 926 Thaler 3 Mariengroschen und 25 Pfennige. Dann konnte Lessing die für ihn bestimmte und eingerichtete Wohnung beziehen, die er selbst in einem Briefe an seinen Bruder als ebenso „geräumig wie angenehm“ bezeichnet. Dieser Umzug ist in den Tagen zwischen dem Datum jenes Briefes (19. Dezember) und Weihnachten 1777 erfolgt.

Nur wenig Tage sollten Lessing und seiner Frau in dem neuen Heim miteinander zu verleben beschieden sein. Am ersten oder zweiten Weihnachtstage — der Tag steht nicht sicher fest — gab Frau Eva einem Knaben das Leben, der aber nach vierundzwanzig Stunden, „ein Opfer der grausamen Art, mit welcher er auf die Welt gezogen werden mußte,“ schon wieder starb, und vierzehn Tage später, am 10. Januar 1778 erlag die Mutter selbst den Folgen ihrer schweren Entbindung. Es ist begreiflich, daß Lessing nach einer so schmerzlichen und grausamen Einweihung des neuen Hauses nicht mehr viel freudige Stunden in ihm verlebt hat. Das schwer erkämpfte eheliche Glück, das er so lange entbehrt hatte, war mit einem Schlage zertrümmert, und ein Schatten von Trauer und Mutlosigkeit hat seitdem auf seinem Leben gelegen. Drei Jahre noch hat er in dem Unglückshause gelebt, unermüdet und in gewohnter Weise thätig, der Welt die reifsten Früchte seines unererschöpflichen Geistes spendend, aber allem persönlichen Verkehr fast völlig entfremdet, verlassen und vereinsamer als einst in den öden Räumen seines „verwünschten Schlosses.“

Seit Lessings Tode führt das Haus, von dem hier die Rede ist, im Volksmunde den Namen „das Lessinghaus,“ ein Name, unter dem es auch in der gelehrten Welt bekannt ist. Von dem Ersten und zugleich dem Größten der Wolfenbüttler Bibliothekare, der es bewohnt hat, ist ihm diese Bezeichnung wie selbstverständlich zugefallen. Nach Lessing hat es seinen sämtlichen Amtsnachfolgern als Dienstwohnung gedient, auch mir, der ich sechzehn Jahre darin gewohnt habe, bis zugleich mit dem Neubau der Bibliothek auch für deren Vorstand eine neue, den veränderten Verhältnissen entsprechende Amtswohnung herzustellen beschlossen wurde. Damit hat das Lessinghaus seine frühere Bestimmung und seinen frühern Zweck verloren. Aber trotzdem, und obgleich es den Prachtbau der neuen Bibliothek teilweise verdeckt, hat man doch nicht einen Augenblick daran gedacht, es anzutasten oder gar zu beseitigen. Im Äußern völlig unverändert, wie zu Lessings Zeit, im Innern freilich seitdem mehrfach umgebaut, hat es sich im wesentlichen sein früheres Aussehen bewahrt, nur die Umgebung hat sich verändert. Von wildem Wein umrankt liegt es da, mitten in den Gartenanlagen, die die neue Bibliothek umschließen, wie ein Idyll aus einer untergegangnen, verschollnen Zeit. Ein einstöckiger, durchweg mit Mansarden gekrönter Fachwerkbau im Geschmack des beginnenden achtzehnten Jahrhunderts, besteht es aus einem zurücktretenden Haupt- oder Mittelhaufe und zwei bis an die Straße vorstoßenden Flügeln, die einen geräumigen, quadratisch gestalteten und nach der Straßenseite durch einen Thorweg abgeschlossenen Hof umgeben. Die schönsten und stattlichsten Räume sind in dem Mittelbau, nur daß sie infolge ihrer Lage nach Norden zur Wintersonne kalt und unfreundlich erscheinen. Aber im Frühling, wenn es in dem Garten davor zu grünen begann, und im Sommer, wenn die zahllosen wilden Rosen darin ihre Kelche erschlossen, war es in ihnen ein gar lustiger, anmutiger Aufenthalt. In diesen Zimmern hat Lessing seinerzeit vorzugsweise gehaust. In dem schönen, mit zierlichem Stuck geschmückten Mittelraume, dem nach Norden vorspringenden Gartensaale, dessen Fußboden damals noch mit Steinplatten belegt war, pflegte er während der guten Jahreszeit fremde, von auswärts kommende Besucher oder alte Freunde zu empfangen. Daneben liegt gegen Osten das Zimmer, wo Eva König gestorben sein soll, gegen Westen das, das die Tradition als die Geburtsstätte des „Nathan“ bezeichnet. Über dem Thorwege, nach der Straßenseite zu, ist an seinem einhundertjährigen Sterbetage auf meinen Antrag eine im Stil des Hauses und seiner Umgebung gehaltne Erinnerungstafel angebracht mit der Inschrift: Hier lebte, schrieb und dichtete Lessing. 1777—1781.

So viel von Lessings Wohnungen in Wolfenbüttel. Ich könnte damit meine Bemerkungen zu dem hier besprochenen Aufsatze schließen. Aber sein Verfasser hat in ihn noch eine Frage hineingezogen, die zwar in einem gewissen Zusammenhang mit dem Orte, wo — und mit der Zeit, in der das Lessingsche Stück entstanden ist, steht, die aber eine ganz andre, eine weit schwerer wiegende Bedeutung für die Beurteilung des Dichters hat als die Ungenauigkeiten und Irrtümer, die ihm im Obigen nachgewiesen worden sind, eine Frage, bei der es sich nicht um mehr oder weniger gleichgiltige Nebendinge handelt, sondern

um den Kern von Lessings Wesen, um seinen sittlichen Charakter: ich meine die meines Wissens von N. Stahr zuerst aufgestellte und dann von andern breitgetretene und ausgeschmückte Behauptung, wonach Lessing die Prototypen für seinen elenden Prinzen und die furienhafte Orsina in dem damaligen Erbprinzen von Braunschweig und in dessen Maitresse, der bekannten Frau von Branconi, gesucht und gefunden haben soll. Diese Legende — denn etwas andres ist es nicht —, die zu den Seeschlangen gehört, die, mag man sie noch so oft totschlagen, doch immer wieder aufleben, habe ich in meiner Geschichte der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel eingehend und nach Gebühr gewürdigt, aber schon vorher hatte sich dagegen hier und da eine vereinzelte Stimme erhoben, wie die von Sigmund Schott, der in der Münchner Allgemeinen Zeitung (Jahrgang 1890 Nr. 42 und 43) „Studien zu Emilia Galotti“ veröffentlicht hat, einen bemerkenswerten Essay, worin er auch auf die angedeutete Frage zu sprechen kommt. Über diese hatte ich ihm auf sein Ersuchen meine Ansicht schon damals mitgeteilt, deren wesentlichen Inhalt ich hier wiederholen darf: „Abgesehen davon, daß die Charaktere des Prinzen und der Orsina durchaus nicht zu denen des Braunschweiger Erbprinzen und der Branconi*) passen, spricht auch vieles andre gegen jene Behauptung. Gerade daß Lessing die »Emilia« zuerst auf dem Hoftheater zu Braunschweig aufführen ließ, und daß dies dort möglich war, ist der beste und hauptsächlichste Beweis dagegen. Solche Verhältnisse wie das Karl Wilhelm Ferdinands mit der Branconi gab es damals an deutschen Höfen unzählige, und weshalb soll Lessing, als er die »Emilia« wesentlich in Hamburg vollendete, nun gerade an den Braunschweiger Hof gedacht haben, in dessen Dienst zu treten er sich eben anschickte? Setzen wir den Fall, er wäre damals nicht nach Wolfenbüttel, sondern nach Stuttgart berufen worden und hätte dann bald darauf sein Drama auf die Bühne gebracht, würde da nicht jeder seiner derartigen Kommentatoren auf den Herzog Karl und die Hohenheim als auf die Urbilder des Prinzen und der Orsina in seinem Stücke hinweisen? Auch ist es allgemein bekannt, daß dieses seine erste Aufführung auf dem Braunschweiger Hoftheater am Geburtstage (13. März) der regierenden Herzogin Philippine Charlotte, der Mutter des Erbprinzen, erlebte, und daß dessen Vater, Herzog Karl, ausdrücklich und bereitwillig die Erlaubnis dazu erteilt hatte. Und nun denke man sich die Situation! Beide Eltern des Erbprinzen, denen doch das Verhältnis ihres Sohnes zu der Branconi wohlbekannt war, der Vorstellung eines Stückes beivohnend, das zur Verherrlichung des festlichen Tages seiner Mutter eben diesen Sohn, den Erben des Landes, vor den Augen der zahlreich aus Land und Stadt versammelten Zuschauer in so unerhörter Weise an den Pranger stellte! Man kann da nur sagen: Welche Vorstellungen haben solche Erklärer unsrer klassischen Dichter auch von den faktischen Verhältnissen an den damaligen deutschen Höfen! und ihnen dringend raten, dergleichen elenden

*) Über diese ist seitdem ein auf authentischen Mitteilungen beruhendes Buch von W. Nimpau erschienen, aus dem jedermann, der sich nicht absichtlich verblendet, ersehen wird, daß ihre Persönlichkeit mit Lessings Theaterfigur nichts gemein hat.

Klatsch, der in Wahrheit mit Lessings herrlicher Dichtung nichts zu thun hat, nicht immer wieder aufzuwärmen, sondern endlich ruhn zu lassen.“

Einen Erfolg hat diese schon vor Jahren an alle Lessingverehrer gerichtete Mahnung nicht gehabt: das bezeugt der Artikel der Frankfurter Zeitung, von dem ich ausging. Denn dessen Verfasser schreibt wiederum, nachdem er eine kurze oberflächliche Charakterisierung des Braunschweiger Erbprinzen und der Branconi gegeben hat, mit ebenso ahnungsloser wie beneidenswerter Sicherheit und Bestimmtheit: „So hatte Lessing brauchbare Modelle in nächster Nähe, und als er die altgewordne Arbeit jetzt einmal mit neuen Kräften angriff, da schritt sie rüstig fort.“ Ich werde ihn schwerlich bekehren und von der völligen Nichtigkeit seiner Ansicht überzeugen. Aber ich möchte allen denen, die sich ein unbefangenes Urtheil in litterarischen Dingen bewahrt haben, das Folgende nahelegen. Es stehn dabei doch nicht gelehrte Wortklaubereien und andre Quisquilien zur Entscheidung, sondern die Ehre eines Mannes, auf den unser Volk von seinem ersten Hervortreten in die Öffentlichkeit bis auf den heutigen Tag mit Recht stolz gewesen ist, den es zu den ersten seiner Geistesheroen nicht nur, sondern auch zu seinen auserkornen Lieblingen zählt.

Lessing war aus der überaus bedrängten Lage, in die er sich in Hamburg nach der Auflösung des dortigen Nationaltheaters versetzt sah, durch das Entgegenkommen der Braunschweiger Regierung erlöst worden. Zum erstenmal in seinem Leben entschloß er sich zu der Annahme eines Staatsamts, und zwar eines solchen, von dem er Ebert gegenüber geäußert hatte, daß es das einzige sei, zu dessen Übernahme er sich vielleicht herbeilassen würde. Dem entsprechend hatte man in Braunschweig das Bibliothekariat zu Wolfenbüttel, das damals Hugo verwaltete, eigens für ihn frei gemacht, indem man diesen, seinen Vorgänger, zum Klostrat ernannte und damit einem andern Berufe zuwies. Lessing kam nach Braunschweig, stellte sich hier vor, machte überall, auch bei Hofe, den besten Eindruck und wurde dann nach einiger Zeit in sein neues Amt eingeführt und darauf vereidigt. Er empfand damals und auch noch in den nächsten Jahren diese Wendung in seinem äußern Leben als eine befreiende Wohlthat, als eine Errettung aus Noth und Sorge. Sein Einkommen, nach unserm jetzigen Geldwerte gering erscheinend, war mit dem Maße der damaligen Zeit gemessen genügend und für einen unverheirateten Mann mehr als ausreichend, sodaß er selbst die Hoffnung hegen durfte, die Schulden, die ihn bedrängten, in nicht zu ferner Zeit tilgen zu können. Eigentliche Bibliotheksarbeiten mutete man ihm nicht zu und überließ die Verwaltung der berühmten Anstalt, an die er berufen war, völlig seinem Gutdünken. Alle Klassen der Gesellschaft kamen ihm mit ausgesuchter Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit entgegen, auch die Mitglieder des herzoglichen Hauses, der alte Herzog, die Herzogin mit ihren sämtlichen Kindern, nicht am wenigsten der Erbprinz, dem er, wie er sehr wohl wußte, vorzugsweise seine neue Stellung verdankte. Lessing hat das alles während der ersten Jahre seines Wolfenbüttler Aufenthalts in zahlreichen Briefen an den Herzog, an Frau Eva, an Freunde und Bekannte, öfters mit warmen Worten, anerkannt: die Erkaltung seines Verhältnisses zu dem Erbprinzen trat erst später ein und hat mit den Vorgängen dieser ersten Jahre in Wolfenbüttel nichts zu thun.

Und nun vergegenwärtige man sich die Art und Weise, wie der Dichter des Nathan gleich nach seinem Amtsantritte dem herzoglichen Hause, namentlich dem Erbprinzen, seinem Wohlthäter, seinen Dank für so viel Wohlwollen und Entgegenkommen abgestattet haben soll! Kaum hat er sich in den schönen Räumen, die ihm die Großmut des Herzogs hat einrichten und zuweisen lassen, bequem gemacht, so sitzt er auch schon am Schreibtisch, um ein altes, zurückgelegtes Projekt zu einem Trauerspiele nunmehr zu einem Pamphlet umzuarbeiten, dessen Spizen und hämische Charakteristik der darin vorkommenden Hauptfiguren sich gegen seinen Wohlthäter richten, gegen den Fürsten, der ihm — aus welchem innern Grunde, verschlägt dabei nichts — eben in seiner Not die helfende Hand gereicht hatte! Und eine so schmachvolle Denkart, eine so niedrige Handlungsweise wagt man Lessing zuzuschreiben, ihm, an dem man zugleich in vollen Posaumenstößen die Güte des Herzens und die Hoheit der Gesinnung preist? Aber noch mehr! Während er bei der Arbeit ist, und alsbald nach ihrer Vollendung schreibt er Briefe, die, wäre jene Behauptung auch nur zur Hälfte begründet, ihm das Brandmal der elendesten Falschheit und Heuchelei aufdrücken würden: an den Herzog, dem er beteuert, „daß das Stück weiter nichts sei als die alte römische Geschichte der Virginia in einer modernen Einleitung“; an Ebert, den er ersucht, in seinem Namen dem Erbprinzen ein Exemplar des Stücks zu überreichen mit der Versicherung, „wie angenehm ihm dessen geringster Beifall sein würde, verstehe sich von selbst.“ Eine solche feige und lügnerische Rolle soll Lessing, der Spiegel der Wahrhaftigkeit und Lauterkeit, gespielt haben, und er soll sie gespielt haben ohne die Spur irgend eines Motivs, das man doch sogar bei der Aburteilung eines Verbrechers verlangt! Denn — ich wiederhole es — in seinen Briefen aus dieser Zeit findet sich auch nicht ein einziges Wort der Animosität gegen das herzogliche Haus, insonderheit gegen den Erbprinzen, und — ein gottbegnadeter Dichter, wie er trotz seiner bescheiden ablehnenden Versicherung gewesen ist — hatte er doch keine Veranlassung, die Charaktere seines Stücks, statt sie frei zu gestalten, in seiner nähern oder fernern Umgebung zu suchen. Haben die Leute, die solche Behauptungen wie die, von der hier die Rede ist, in die Welt setzen und weiter verbreiten, denn jedes Gefühl dafür verloren, wie sehr sie sich damit an dem Andenken des Dichters veründigen, eine wie schwere Anklage sie damit gegen ihn erheben? Hätten sie Recht, wahrlich, dann würden wir in Lessing nicht mehr neben seiner schriftstellerischen und dichterischen Bedeutung auch den offenen, freimütigen, auf sich selbst ruhenden, vor allem aber wahrhaftigen Menschen, den Mann von wirklicher Vornehmtheit und echtem Seelenadel zu verehren haben.

